

Im Lande des umgekehrten Füllhorns

Der große Völkerring hat von den Wirren in Mexiko das allgemeine Interesse abgelenkt. Die Amerikaner haben Veracruz wieder geräumt, aber der Bürgerkrieg tobte im Lande des umgekehrten Füllhorns, wie Mexiko genannt wird, weiter. Es ergibt sich immer noch, daß dem Lande eine eiserne Faust, wie die des Präsidenten Diaz, fehlt. Das Diaz-System war das beste und einzig richtige für Mexiko — zu Diaz Zeiten; es hat dem Lande Ruhe und Segen gebracht. Unter ihm wurde der Reichthum des Landes entdeckt und erschlossen; er hat die fremden Völker für sein Land interessiert und hat mit ihrer Hilfe die Gaben Mexikos auf den Weltmarkt gebracht; er hat keinem Volke nach außen hin Ansehen verschafft und hat es im Innern ge-

des keine Ahnung. Er wußte nichts von der weitverzweigten Unzufriedenheit des Volkes mit den gewaltthätigen und unehrliehen Methoden zahlreicher „Hacendados“ (Großgrundbesitzer) und der meisten „jefes politicos“ (vom Staat instruierte Bürgermeister). Er bemerkte nicht, wie das Volk sich gegen die Mißwirtschaft der Minister auflehnte, die sich und ihren Freunden durch allerlei „jobs“ die Taschen füllten. Dazu kam noch eine radikale sozialistische Propaganda. Der Mittelstand wollte regieren, die Unzufriedenen wollten dem Lande die Herrschaft geben, die alle zufriedinstellen sollte. Don Porfirio war alt geworden, er befaß nicht mehr die eiserne Zerkhmetterfaust, die Unzufriedenen erhoben sich einig gegen den Diktator, um

rein flieht, selbst ohne angeklagt zu werden oder germanischen Zusatz. Die Peons, reine Indianer oder Wisk-



Bei der Bereitung des mexikanischen Brotes, das „Tortilla“ genannt wird.

linge verschiedener Indianerstämme, bilden die große Masse — 50% — der Bevölkerung, und die Restigen, Mischlinge von Spaniern und Indianern, die eigentlichen „Mexikaner“, stellen die restlichen 43%. Die Zahl der Fremden in Mexiko, Amerikaner, Spanier, Engländer, Deutsche, Franzosen, wurde vor dem amerikanisch-spanischen Konflikt auf lechzigtausend geschätzt.

Die „Peons“ (wörtlich überföhrt bedeutet es „Venen“) sind tatsächlich weiter nichts als die Sklaven ihrer Arbeitgeber, der „Hacendados“. Sie sind Sklaven, trotzdem es in Mexiko keine Leibeigenschaft gibt; und sie werden genau so behandelt, wie die amerikanischen Neger vor dem Bürgerkrieg, nur daß sie nicht auf öffentlichem Markte verkauft werden. Der „Hacendado“ sorgt für seinen Peon, der ihm ein wertvolles Arbeitsstier ist; er gibt ihm Nahrung und Kleidung — die er ihm am Lohn abzieht, er sorgt im eigenen Interesse für die Gesundheit seines Sklaven.

Das Feuerwasser ist der Stolz dieser, wie aller Indianer; Pulque, Mescal, ein aus der Kakawurzel gewonnenes Getränk, Aguardiente, ein wahnstimmig scharfer Schnaps, Tequila, gegorene Pulque — das sind die Gifte, auf die die Indianer, Männer und Frauen, verlassen sind; dann haben sie noch eine Leidenschaft für Marihuana, einen betäubenden Stoff, dessen Genuß die Leute direkt verrückt macht. Neben diesen Lastern haben sie eine Passion für Hazardspiele primitivster Art, und es ist geradezu empörend, wie diese kindlich naiven Geschöpfe von gewissenlosen Gaunern betrogen und ausgeplündert werden.

Wie das liebe Vieh arbeiten die Peons nur so viel, als sie unbedingt müssen; sie begnügen sich damit, genau so viel zu verdienen, wie sie zum Leben dringend nötig haben.



Mexikanischer Bauer (Peon).

Zugegeben, ihre Arbeit wird herzlich schlecht bezahlt, aber man braucht sie deshalb nicht zu beneiden, denn sie stellen auch keine Ansprüche ans Leben. Sie hausen in Hütten aus Lehm, Strohsteinen oder Bambus; die ganze Stätte, vierzehn zu zwölf Fuß groß, ist ein einziger Raum, in dem die nackte Erde den Boden bildet. Ein roh gefügter Ofen, ein paar irdene Töpfe, ein Körber mit Stroh (beide aus Stein), ein Bertelholz und ein Brett, auf dem die Tortillas zubereitet werden — das ist die ganze Einrichtung. Sie verdienen wenig und brauchen weniger, oder sie legen das Mehr des Lohnes in Schnaps an. Aus diesen Peons rekrutieren sich die Banditen, die Revolutojos, die Patrioten; einmal, weil sich das „Revolutionen“ besser bezahlt — der Peon hat als Rebellenkämpfer ein freies Leben und höheren Lohn — und dann, weil die Peons auch zu den Unzufriedenen gehören, seitdem man ihnen sagte, daß ein Arbeiter in den Vereinigten Staaten \$1.50 und ein Handwerker gar \$2.50 Tagelohn erhält, während sie sich mit 35 Centis begnügen müßten. Daß der amerikanische

viel mehr wert ist und ungleich mehr braucht als sie, das hat man ihm wohlweislich verschwiegen, sonst hätte ja der Herr Rebellengeneral keine Soldaten gehabt.

Es gibt allerdings auch unter den Peons, die ungefähr auf dem niedrigsten Bildungsniveau stehen, das man bei irgendeinem Naturvolke finden kann, einzelne, allerdings herzlich wenige, die sich aus dieser Tiefe emporarbeiten. Natürliches Talent, Strebensamkeit und Fleiß sichern ihnen Erfolg; als Maurer, Zimmerleute, Elektriker, Mechaniker und Kunsthandwerker erhalten sie guten Lohn, und sie verwenden denselben zur Schöpfung eines hübschen Heims und zur besseren Erziehung ihrer Kinder. Ihre Kinder tragen Schuhe und Strümpfe, die der gewöhnlichen Peons laufen wie die Eltern barfuß, und sie schicken sie nach einer Schule über die Grenze in die Vereinigten Staaten, und diese in Amerika erzogenen Indianerkinder vermehren dann den Mittelstand.

Zwischen den Peons und den Aristokraten stehen die „Restigen“. Sie haben von den Spaniern und von den Indianern nichts geerbt, als die Lasten, von den Vorgesetzten der Aghien ist bei ihnen keine Spur zu finden. Sie besitzen weder die

gewisser Hinsicht möchte man sich fast freuen, daß der Mexikaner sich gegen Europas und Americas Kultur so hartnäckig zeigt. Die europäische Kultur bringt immer eine stärkere Abgrenzung der verschiedenen Klassen mit sich, und die feint man bis jetzt in Mexiko absolut nicht. Die einzelnen Klassen verkehren so ungezwungen miteinander, so vollständig gleichberechtigt, daß man die Einführung anderer, weniger demokratischer Prinzipien bedauern könnte. Der Aristokrat verkehrt mit dem Restigen, der Restige unterhält sich mit dem Peon, der Peon spricht zu dem Aristokraten, und jeder und immer mit mexikanischer Höflichkeit.

Diese mexikanische Höflichkeit ist es, die der Amerikaner nicht würdigen kann und niemals lernen wird; die amerikanische Schroffheit steht zwischen „Gringo“ und „Creole“. Dem Amerikaner ist jeder Mexikaner, der aristokratische Nachkomme eines Cortez wie der scheußliche Restige oder der verdorrte Aristokrat, ein „Creole“ — ein schmieglicher schmieglicher Gefelle, ein Schmierling. Und dem Mexikaner ist jeder Amerikaner ein Feind von Anno 1847 her, ein gieriger, kaltblütiger „Gringo“. Der Amerikaner, der jede un-

Die Heimat der Litauer.

Nördlich von der Neise ist die eigentliche Heimat der Litauer, die jetzt noch etwa 120,000 Köpfe zählen werden. An und für sich ist genügt, an den altberühmten Verhältnissen



Litauerin im Sonntagstaat.

festzuhalten, haben sie in ihrer jahrhundertelangen Abgeschlossenheit ihre Eigenart in Sitten und Gebräuchen, in Trachten und Hauseinrichtungen bewahrt. Bei ihren Zusammenkünften, z. B. beim Gottesdienste, hat man Gelegenheiten, unversehentlich Eindrücke zu sammeln. Da die Kleider in Stoff, Farbenwahl und Musterzeichnung bei allen ziemlich gleich sind, so bietet die Verfassung einen fast militärischen Anblick. Der bis auf die Arme reichende Rock, mit farbigen Aufschlägen und Kragen versehen und mit Schürbändern geschlossen, der breite leonene Gürtel, die blaue rotgefärbte Mütze haben sich bei den Männern noch vielfach erhalten. Das weibliche Geschlecht hat durchweg die schmale Nationaltracht bewahrt. Das weite faltige Röckchen von bunter Farbmischung, besonders am unteren Rande, das schwarze oder grüne Mieder, das bauschige, am Halse und über der Hand künstlich ausgeföhnte Leinwand, die mit Stidereien in bunten Farben verzierten Schürzen und die farbigen Strümpfe sind sehr wirkungsvoll in der Farbzusammenstellung. Noch reizvoller ist die Wintertracht, der mit Goldbrettern und gelben Borten besetzte Pelz und der bunt gearbeitete Pelz mit starken Quasten. Mannigfaltig ist der Kopfschmuck. Die nach vorn um den Kopf geschlungenen Jöpfe sind oft mit grünen Bändern durchflochten oder mit einem Reutenkranz geschmückt. Die Frauen tragen zuweilen breite Stirnbänder, die vielfach einfarbig oder buntfarbig sind. Auch die gefälligen Vergnügungen haben noch etwas Eigenartiges. Wenn bei feierlichen Gelegenheiten die Jugend sich im Reigen schwingt, so fehlt nach altem Brauch nie der „Guttang“, von vier Paaren von Mädchen getanz, deren eine Hälfte mit Hüten versehen ist. Die mit gefälligen Pas ausgeführten Touren erinnern an den Contratan. Bald machen sie, mit den Händen gestikulierend, Gegenbewegungen, bald singen sie, mit abgenommenen Hüten anmutig grüßend, einander zu. Der Tanz stellt sich infolge der ungewohnten Haltung und des freien Anstandes, womit er ausgeführt wird, als ein höchst gefälliges Bild dar.

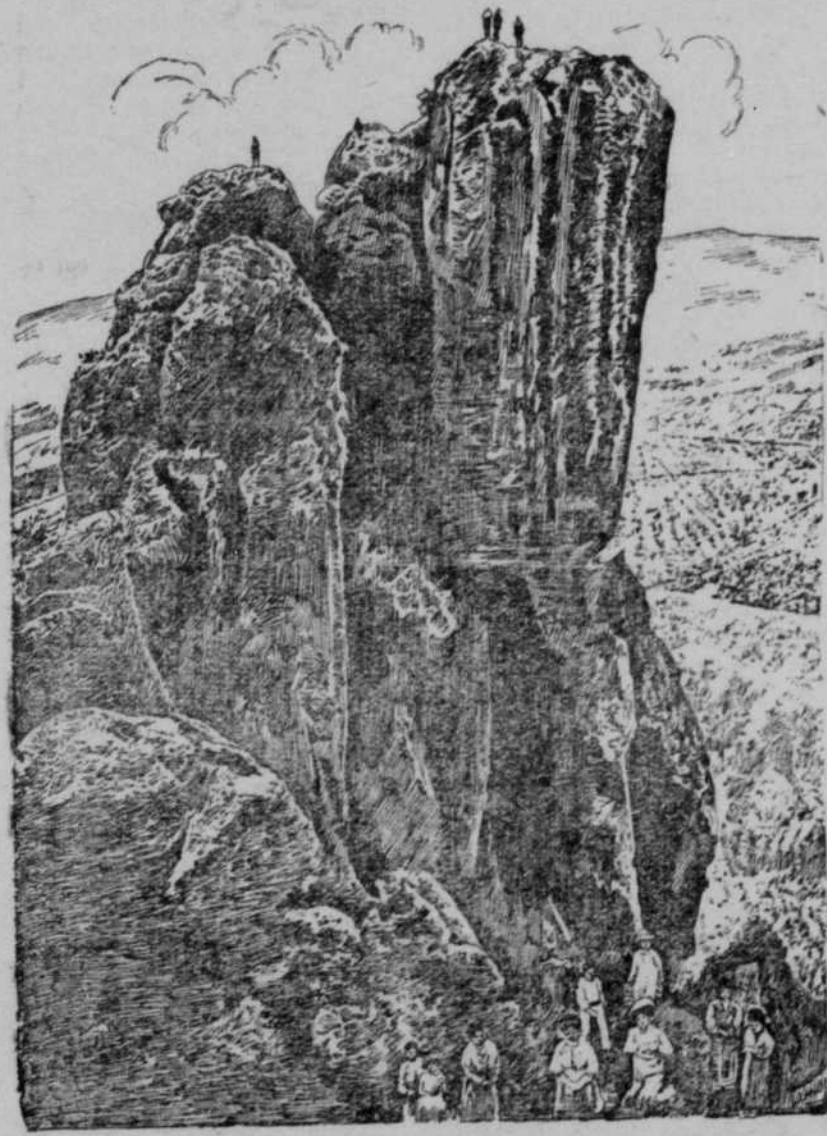
Die anziehendste Seite ihres Charakters aber ist die Gefangenschaft, die ihnen Mutter Natur als eine köstliche Gabe bescheert hat. Sie verfügen über einen reichen Vorderschatz, der wie ein unerschöpfbares Quell immer neu und kräftig sprudelt. Unzählige Volkslieder gibt es, deren Damos (Volkslieder) frühlich auf Feld und Flur, beim Spinnen und Flachsbrechen und bei festlichen Zusammenkünften erklingen. Es ist in mehr als einer Hinsicht zu bedauern, daß dieses interessante Völkchen unversehentlich seinem Schicksal verfallen ist. Der Germa-



Bauernhaus in Litauen.

nisierungprozess schreitet rasch vorwärts, das litauische Sprachgebiet verengert sich immer mehr. In absehbarer Zeit wird die weiche, durch ihre Formenfülle sooklaute Sprache zu den toten gerechnet werden, und die Nation wird damit aufgehört haben zu existieren.

Die Schweigsame im Kaffeetränchen. Hat die Frau Kat uns auch nur eine Neuigkeit erzählt? Nicht das Geringste läßt sie uns wissen! Sie haben recht, Frau Quassel! Bisler hat sie nicht für die Wissenschaft getan!



Der Basa-Relsen bei der Stadt Guano Junto in Mexiko. (Der mächtige Felsen, von dessen Höhe man eine prächtige Aussicht genießt, bildet eine weithin sichtbare Landmarke).

flückt und geehrt; er hat aus einem aus unzähligen Wunden blutenden, von wilden Banditen und eiferfüchtigen Streibern zerrissenen Land eine Nation, eine friedliche, blühende Republik geschaffen. Das Verdienst bleibt ihm unbestritten. Sein Fehler war, daß er nur mit der Gegenwart rechnete und nicht für die Zukunft vorbaute. Seine Sünden waren, daß er mit geiziger Hand dem Volke die Erziehung vorenthielt, daß er die intelligenten Elemente unbeschäftigt ließ, statt sie zu fördern, daß er die Fähigkeiten nicht zur Mitarbeiterschaft heranzog.

Diaz, der ehrlich bestritt war, seinem Lande die Zufriedenheit zu geben und zu erhalten, näherte so die Unzufriedenheit. Er war all geworden und kurzfristig, er sah nicht, daß das junge Volk herangewachsen und seiner Führerschaft entwachsen war.

Das Volk war unzufrieden. Das Volk, das er geschaffen hatte; der Mittelstand, den es vor der Heta Diaz in Mexiko nicht gegeben hatte. Vor seiner Zeit gab es in dem Lande nur Reiche und Arme, Besitzende und Sklaven; die von Diaz einge-

schon nach den ersten Erfolgen, unter sich unzufrieden, in einzelne Parteien zu zerfallen. Statt eines Führers gab es so und so viele Führer, „Generale“ und die entsprechende Anzahl „Armeen“. Der Mexikaner der besseren (d. i. Besitzenden) Klasse hat nur einen Ehrgeiz; eine Rolle in der Politik zu spielen und ein gut zahlendes Amt zu bekommen. Und jeder solcher Politiker lebt in dem Glauben, daß er Präsident sein sollte; er ist seit überzeugt, daß er überhaupt der einzige Mann in ganz Mexiko ist, der auf diesen Posten postet und der das Vaterland retten kann. Und der Zweck, Präsident zu werden, heiligt die Mittel; er schreit nicht davor zurück, Wilde zu bewaffnen und sich die höchste Würde blutig zu erkämpfen. Solange er die eigenen Interessen fördern und wahren kann, ist es dem Mexikaner der oberen Klasse ganz nebensächlich, ob andere Interessen dabei geschädigt und andere Existenzen vernichtet werden; er ist der kälteste von allen egoisten.

Reiche, Arme, Mittelstand — man könnte statt dessen auch sagen:



Auf einer Hacienda an Peñoles während der Kriegszeit.

föhren Schulen, die von Diaz ermöglichte Entwicklung des Landes, das von Diaz herbeigeföhrt wurde, das von Diaz Kapital schenken den Mittelstand — und sein Schöpfer hatte von der Existenz dieses Mittelstand-

Sidalgo, Peon, Restigo. Von den fünfzehn Millionen Mexikanern sind knapp fünfzehnhunderttausend Besitzende, das sind die Sidalgos, die Nachkommen der Spanier, in deren Adern das spanische Blut absolut

Dulcigno.

Der das Habenbeden nördlich umfassende Felsvorsprung mit der alten türkischen Zitadelle und dem Mohammedanerviertel.



Das Mohammedanerviertel, das unmittelbar an die alte Türkenzitadelle von Dulcigno angebaut ist, thront mit dieser 100 bis 140 Fuß über der Hafenstadt von Dulcigno auf den jäh zum Oafen und zum Meer abbrechenden Felsen. Kurz vor dem Kriege waren dort kaum mehr als 30 barocke Häuser, in deren Wänden breite Linden blühen, von mohammedanischen Albanen bewohnt. Die Stadt selbst, zu drei Vierteln von Albanen besiedelt, zählt zahlreiche Moscheen.

Würde des Spaniers noch die Einfachheit des Indianers. Sie sind stolz und wissen nicht worauf, übertrieben genau in Kleinigkeiten und unzuverlässig in wichtigen Dingen; sie sind erbärmlich feig in physischer und moralischer Hinsicht, trotz ihrer Großschnauzigkeit, falsch und hinterlistig und diebisch über alle Maßen. Ein Mexikaner verdient lieber fünfzig Centis durch Betrug als einen Dollar auf ehrliche Weise. Der Mexikaner hält auf seine Würde in Gegenwart eines Dritten, aber unter vier Augen kann man ihn wie einen Hund behandeln.

Die Mexikaner aller Klassen sind feig; wenn es indessen darauf ankommt, können sie eine bewundernswerte Tapferkeit an den Tag legen. Bei dem Kampfe um Monterrey marschierte eine Abteilung Peon-Soldaten über einen freien Pfad, der von drei Seiten beschoßen wurde, als ob es sich um einen friedlichen Paradenmarsch handelte. Eine Anzahl Jungen, Söhne angefehner Aristokratfamilien, wurde in Monterrey von General Orozco gefangen genommen; man stellte ihnen die Wahl „Viva Caranza!“ zu rufen oder auf der Stelle erschossen zu werden. Sie traten mit unverwundenen Augen an die Mauer und ließen sich von den Rebellen niederstrecken. Im allgemeinen sind die Mexikaner jedoch feig und weichen schon, wenn man ihnen entgegen entgegentritt.

Neuere Einflüsse, der größere Zugang von Fremden, üben eine unverkennbare Wirkung auf das Le-



Laguna des Sturmes bei Ajeta.

ben der oberen Klasse und des Mittelstandes aus. Der Natur des Mexikaners entsprechend — das nationale Motto ist: „Manana“ — zeigt sich diese günstige Wirkung nur langsam, so langsam in der Tat, daß man an ihrem Vorhandensein zweifeln könnte. Und in

Besierbild.



Wo ist der Vogelsteller?

er zumal der Eingeborene und der Amerikaner der Fremde, der Bastard sei. Das ist unredlich und unflug.

Mit Gewalt hat sich Mexiko nur von dem Diktator Porfirio Diaz im Zaum halten lassen; der war selbst Mexikaner, der brauchte den Vorteil seiner Tyrannemacht nur zum Besten des Landes, der Gringo würde das Beste des Landes zum eigenen Vorteil brauchen und mißbrauchen, glaubt der Mexikaner. Ob sich Mexiko noch einmal willig unter das Joch eines Diaz beugen würde? Man hört so oft, und selbst von Mexikanern, daß dieses Volk nur durch einen furchtlosen und unerbittlichen Tyrannen gebändigt und zur Ruhe gezwungen werden kann. Aber es ist mehr als fraglich, ob ein Gewaltmensch heute der richtige Mann für Mexiko ist. Die Verhältnisse liegen heute wesentlich anders als vor vierzig Jahren. Damals handelte es sich darum, einem zufriedenen Volke die Ruhe wiederzugeben, die Gelegenheit, in Frieden so zu leben, wie es gelebt hat: anspruchslos und bequem. Diaz hat es gelehrt, höhere Ansprüche an das Leben zu stellen, er hat ihm seine Reichthümer gezeigt, die es zu einem besseren Leben berechtigen. Und es ist anspruchslos geworden und unzufrieden. Heute handelt es sich um die Befriedigung der Unzufriedenen.